

Nr. 233 — Bromberg, den 11. Oktober. — 1933

Jagd im Kreise.

Kriminal-Roman von John Spencer.

(14. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

21.

So sonderbar es auch erscheinen mag — aber es geschieht sehr häufig, daß bei Verhandlungen über wichtige Geschäftsangelegenheiten eine ganze Menge Zeit unnütz vertrödelt wird.

An die vierzig Minuten sprachen die sechs Großindustriellen schon von allem anderen, nur nicht von ihren Geschäften. Sie sprachen über die Verhältnisse in Australien und in London. Sie unterhielten sich sogar auch über das Krocketspiel, bis Sir Henry Glazeborough schließlich meinte, daß es doch wohl an der Zeit sei, allmählich einmal zur Sache zu kommen.

„Ich glaube sagen zu können...", begann er mit lauter Stimme. Dann wartete er, bis alle zu sprechen aufgehört hatten, bis er weiter fortfuhr: „Ich glaube sagen zu können, Mr. Harner, im Namen der Herren, die ich das Vergnügen hatte, Ihnen vorzustellen — ich glaube sagen zu können, daß wir uns ausgezeichnet miteinander verständigen werden. Und ich glaube mit aller Aufrichtigkeit sagen zu können, daß dies einer der stolzesten Augenblicke meines Lebens ist. Und ich glaube auch sagen zu können — ah". Er brach ab, als ein Bedienter ins Zimmer eintrat und Mr. Harner einen Brief aushändigte.

Mr. Harner warf einen Blick darauf und bemerkte, daß er als „Dringend" bezeichnet war und von der Hand seiner Tochter stammte. Einen Augenblick sah er verwirrt drein. Dann murmelte er eine Entschuldigung, riß den Umschlag auf und las.

Da verwandelte sich der kleine höfliche Mann vom anderen Ende der Welt in eine einzige Flammensäule, zornrauchend, bebend, lodernd...

„Mein Gott! Meine Herren! Sir Henry Glazeborough! Ich bin noch keine vierundzwanzig Stunden in London, und schon ist mir meine Tochter aus diesen Räumen entführt und vom Wisperer gefangen worden."

Alle anderen waren bestürzt — doch Sir Henry Glazeborough war geradezu überwältigt. Aber sie kamen kaum mehr dazu, sich über den Fall weiter auszulassen — so rasch spielten sich alle weiteren Vorgänge ab, und zwar jeder einzelne im genauen Einklang mit den früheren Fällen. Das „kleine Kästchen" kam in seiner Tasche an, und Mr. Harner las die Weisungen, die darauf angegeben waren. Es waren genau die gleichen, wie stets bisher, und sie schlossen mit folgender Erklärung: „Ich werde um elf Uhr mit Ihnen sprechen." Jetzt war es gerade acht Minuten vor elf.

Mr. Harner wandte sich seinem Sekretär zu.

„Rufen Sie sofort Scotland Yard an!" befahl er.

Sir Henry Glazeborough suchte ihn zu trösten:

„Wissen Sie auch, mein lieber Mr. Harner, daß ich selbst erst vor drei Tagen ein Opfer dieses Erpressers geworden bin?" Aber Mr. Harner gab keine Antwort. Er schaute auf die Anwesenden, als ob er sie als die Hüter von Gesetz und Ordnung von ganz Großbritannien verantwortlich machen wollte. Keiner fand mehr ein Wort. Es herrschte ein unnatürliches Schweigen in dem Raum, das erst durch Mr. Harner selbst unterbrochen wurde:

„Gentlemen, es ist Ihnen bekannt, daß ich hier als der offizielle Abgesandte meiner Regierung stehe. Sie sind Männer von Einfluß, und ich möchte Sie bitten, alles für mich aufzubieten, was Sie nur können. Abgesehen von meinen persönlichen Gefühlen in dieser Sache, werden Sie ja wohl ermessen können, daß diese Schandtat ein ziemlich gefährliches Aufsehen in Australien entfachen wird."

Einer von den Geschäftsleuten erwiderte: „Wir können gar nichts tun. Schon monatelang ist von seiten der staatlichen Behörden alles aufgeboten worden, was nur irgend möglich war."

Jetzt war es eine Minute vor elf. Mr. Harner legte die Kopfhörer an. Nach einer halben Minute schon riß er sie wieder herunter.

„Ich will Ihnen sagen, was dieser Mann verlangt hat", schrie er wütend. „Er sagte: ‚Gehen Sie zur Bank von England und heben Sie hunderttausend Pfund ab.' Wie Sie wohl wissen, würde die Bank meinen Scheck honorieren, wenn ich das täte. Aber es ist nicht mein Geld. Ich schäme mich nicht, zu bekennen, daß ich an persönlichem Vermögen in der ganzen Welt keine fünftausend Pfund mein eigen nenne. Aber ich kann auch nicht einfach das Geld abheben, das meiner Regierung gehört... Und was gedenken Sie in der Sache zu tun, meine Herren?" wandte er sich an Geheimsergeant Hendricks, der soeben das Zimmer betrat und seinen Ausweis vorzeigte.

„Überlassen Sie uns bitte das Kästchen an Ihrer Stelle, Sir! Wenn Sie die feste Absicht haben, kein Lösegeld zu bezahlen, so lassen Sie uns die ganze Sache lieber allein weiter verfolgen. Vielleicht fangen wir diesmal seinen Zwischenträger ab — und das ist das einzige, was wir erhoffen können."

„Halt! Halt! — ich bitte sehr!" Sir Henry Glazeborough war aufgesprungen. „Mr. Harner, das hat man auch früher auf die eine oder andere Art schon versucht — und es lief jedesmal darauf hinaus — glauben Sie mir, ich bringe es kaum über mich, Ihnen das Herz schwer zu machen — aber es lief jedesmal nur auf den Tod der Gefangenen hinaus!"

Mr. Harner sank in einen Stuhl, das Gesicht in den Händen vergraben. Aber dann erhob er sich, ohne zu zaudern.

„Welche Folgen auch für mich oder die Meinen daraus entstehen mögen — mein Vaterland werde ich gewiß nicht bestehlen."

22.

Ungefähr eine halbe Stunde, bevor Mr. Harner die schreckliche Nachricht von seiner Tochter erhielt, hatte sich Roland Blatch wieder zum Bewußtsein durchgerungen.

Es begann mit einem Traum — eine Männerstimme sprach zu ihm — redete ihm zu, sich Zeit zu lassen, es sei nicht nötig, sich übermäßig zu beeilen, und er könnte schreiben, was er wollte. Aber die Stimme war ganz laut — so laut, daß ihm mit einemmal zum Bewußtsein kam, dies bedeute mehr als einen bloßen Traum.

„Nein — das ist nicht nötig", sprach die Stimme. „Sie können ruhig angeben, daß Ihnen kein Leid geschehen ist, und daß Sie auch nicht mit Gewalt bedroht worden sind — und das ist ja doch die Wahrheit — sodann fügen Sie hinzu, daß Sie gefangen sind und nicht entkommen können — und auch das ist ja nur die volle Wahrheit!"

Roland hörte die Worte — aber es wurde ihm klar, daß sie nicht ihm galten. Diese Stimme sprach nicht zu ihm. Er öffnete seine Augen und starrte verwundert um sich. Da war etwas unmittelbar über ihm — es war der Rücken des Sofas. Und dann ertönte die Stimme eines jungen Mädchens. „Ich habe so geschrieben. Was soll ich nun damit anfangen?"

Da kam wieder die Stimme des Mannes. Aber diesmal klang sie hart und drohend:

„Neben der Tür ist ein Schlitz in der Täfelung mit einer Klappe. Ich werde sie öffnen, und Sie können den Brief hindurchstecken. Haben Sie auf dem Umschlag vermerkt: ‚Dringend'?"

„Ja. Aber Sie werden aus meinem Vater bestimmt nichts herausholen, wenn es darauf hinauslaufen sollte. Er ist nur ein armer Mann."

In der Stimme des Mädchens lag eine solche Beherztheit, ein so unverzagter Mut, daß Roland mit doppelter Spannung aufhorchte.

Die ganze Sachlage war klar. Es gab keinen Zweifel darüber, was vor sich ging. Er begriff, daß er mit einem neuen Opfer des Wisperers zusammen eingesperrt war. Seine erste Sorge mußte sein, das junge Mädchen nicht zu erschrecken. Denn wenn sie etwa einen Schrei ausstieße, so konnte es draußen durch den telephonischen Lautsprecher gehört werden. Er vernahm, wie die Klappe in der Wandverkleidung wieder zugeschlagen wurde. Dann vernahm er Schritte, die sich entfernten, und erkannte, daß er diesen Augenblick ausnutzen mußte, bevor der Mann etwa wieder zum Lautsprecher zurückkehrte. Er stand also auf — aber es fiel ihm sehr schwer, und er taumelte noch immer vor Müdigkeit.

„Oh!" entfuhr es dem jungen Mädchen.

Er ging mühsam auf sie zu und trat vor sie hin, ohne daran zu denken, daß er seit zwei Tagen nicht rasiert war, so daß ihm die Bartstoppeln wild im Gesicht standen, und daß seine Augen blutunterlaufen waren.

„Bitte, fürchten Sie sich nicht vor mir!" flüsterte er ihr zu. „Ich bin ein Gefangener wie Sie — aber sie wissen noch nicht, daß ich hier bin. Was sie auch immer tun mögen, ich beschwöre Sie, lassen Sie sich nichts merken, und seien Sie recht leise — in Ihrem Interesse so gut wie in meinem!"

Sie starrte ihn entsetzt an und schrak vor ihm zurück.

„Bitte, fürchten Sie sich nicht!" bat er noch einmal so eindringlich, wie es ihm möglich war, ohne die Stimme zu heben.

Seine Beschwörungen schienen ihren Zweck zu erreichen und das junge Mädchen allmählich zu beruhigen.

„Ich werde Ihnen alles erzählen, was von mir zu berichten ist, sobald wir dazu Zeit haben. Wo ist denn dieser Schlitz in der Täfelung, von dem jetzt die Rede war?"

Sie wies darauf hin, und er machte, daß er aus dem Blickfeld kam, das man seiner Berechnung nach von dem Schlitz aus übersehen konnte. Dadurch kam er in die Ecke neben dem Waschbecken. Er gab seiner unfreiwilligen Gefährtin ein Zeichen, ihm dorthin zu folgen. Sie zögerte einen Augenblick, dann trat sie nahe zu ihm hin.

Mit leiser Stimme teilte er ihr mit knappen Worten die allernotwendigsten Tatsachen mit, um seine Anwesenheit in diesem Zimmer zu erklären. Inzwischen schien ihre Furcht vor ihm völlig geschwunden zu sein, und sie erzählte ihm ebenfalls in aller Kürze, wie sie hierher gekommen war.

„Wie denken Sie — glauben Sie, daß Ihr Vater das Lösegeld bezahlen wird? Es ist ja eine gehörige Zumutung, einen solchen Betrag loszueisen!"

„Das ist ganz unmöglich", gab sie zurück. „Er besitzt nur ein ganz kleines Vermögen und ist im übrigen ganz auf sein Gehalt angewiesen."

„Nun — vielleicht wird er mit dem Geld von der Regierung bezahlen?"

„Mit Regierungsgeld, das ihm anvertraut worden ist? — da kennen Sie meinen Vater nicht!"

„Aber wenn er nicht bezahlt..." Roland zögerte. Dann aber sagte er sich, daß es auch im Interesse des jungen Mädchens läge, ihr die volle Wahrheit zu enthüllen. „Wenn er nicht bezahlt, so wird man versuchen, Sie zu beseitigen. Sie und ich — wir haben dann nur noch die eine Möglichkeit, zu entkommen, sobald die Tür hier geöffnet wird..." Er zog den Revolver aus der Tasche und zeigte ihr die Waffe.

„O — das ist ja großartig!" rief sie aus, und diese kindliche Begeisterung zeigte ihm, wie jung sie noch war.

„Na — so großartig wird das gar nicht einmal werden, fürchte ich," sagte er ernst, „es wird sogar ziemlich übel werden. Wir werden noch eine Weile warten müssen — denn sie wissen ja noch nicht, daß Ihr Herr Vater nicht bezahlt hat. Aber so etwa in einer halben Stunde wird es wohl auf alle Fälle geraten sein, daß wir wieder hinter dem Sofa verschwinden. Dann bleiben Sie aber hübsch auf dem Fußboden sitzen — vergessen Sie das ja nicht —, und kommen Sie auf keinen Fall aus Ihrer Deckung hervor. Sollte ich aber etwa dran glauben müssen, dann nehmen Sie den Revolver an sich und gebrauchen Sie ihn, so gut Sie können. Das ist Ihre einzige Möglichkeit, noch aus der Patsche herauszukommen."

Das Mädchen nickte verständnisvoll. Sie blieb so gelassen, daß er sich im stillen fragte, ob sie sich überhaupt bewußt war, was ihr noch bevorstand. Wenn nicht — gut, um so besser! Es hatte keinen Zweck, sie dadurch zu entmutigen, daß er ihr erst haarklein auseinandersetzte, was ein solcher Kampf Mann gegen Mann, auf Leben und Tod, eigentlich bedeutete. Als die halbe Stunde herum war, krochen sie beide hinter das Sofa. Es war ein ziemlich umfangreiches Möbelstück, das eine normale Revolverkugel schon abfangen konnte. Um sie zu zerstreuen und ihre Gedanken von der harten Feuerprobe abzuwenden, die sie erwartete, vertrieben sie sich die Zeit mit Schreibspielen.

So hatten sie fast schon eine ganze Stunde verbracht, als sie plötzlich hörten, wie die Klappe neben der Tür aufgeschlagen wurde.

Es war weiter nichts zu hören — nur das Klappen — dann Schritte — dann wieder Schweigen...

Er führte seinen Mund ganz nahe an ihr Ohr.

„Gehen Sie hin und stellen Sie fest, was da am Briefkasten los ist", flüsterte er ihr zu.

„Und dann kommen Sie gleich wieder her, und sagen Sie mir genau, was Sie gesehen haben!"

Eine halbe Minute später war sie wieder bei ihm. „Da steckt die Spitze von einem Metallrohr im Schlitz, und daraus kommt ein leises Zischen", berichtete sie.

Also das war es — Giftgas!... Er erinnerte sich der Zylinder im Zimmer des Wisperers — da war kein Zweifel mehr möglich. Jedenfalls war das Lösegeld nicht entrichtet worden, und nun plante der Wisperer wieder einen neuen Mord.

Das änderte die ganze Sachlage, und es galt rasch zu handeln, ohne noch einen Augenblick zu verlieren.

Er überzeugte sich durch einen Blick, daß er von seinem Platz hinter dem Sofa bis zu der Waschtoilette hinübergelangen konnte, ohne durch den Schlitz in der Täfelung beobachtet zu werden. Dann lief er schnell hinüber und bedeutete dem jungen Mädchen, ihm zu folgen.

„Dort — das Wachstuchpaket in dem Armsessel da drüben!..." raunte er ihr zu. „Gehen Sie hinüber, und holen Sie es — aber flink, und halten Sie es so, daß man von dem Schlitz aus nicht bemerken kann, was Sie tun."

„Was ist denn darin?" fragte sie leise, als sie wieder bei ihm war.

„Gasmasken", flüsterte er zurück. „Ich habe sie an mich genommen, um sie der Polizei als Beweisstücke auszuliefern, bevor ich hier in die Falle geriet... Ein glücklicher Zufall, der uns jetzt zugute kommt!... Nun passen Sie auf, ich werde Ihnen die eine jetzt aufsetzen und die andere selbst überstülpen. Aber dann werden wir nicht mehr miteinander sprechen können. Wohl aber können Sie durch die Schutzbrille alles wahrnehmen. Achten Sie also auf meine Zeichen! Schnell! — es ist keine Zeit mehr zu verlieren!"

Durch die Masken wurden sie in scheußliche Ungeheuer verwandelt. Eine blaue Filzkappe bedeckte den ganzen Kopf. Unter dem Kinn wurde sie durch einen Riemen festgeschnallt. Unterhalb der Schutzbrillen ragte das Mundstück wie ein mächtiger schwarzer Rüssel hervor.

Er gab ihr ein Zeichen, und sie verschwanden wieder hinter dem rettenden Sofa. Ursprünglich hatte er sich vorgenommen, unverzüglich aufzuspringen, sobald sich die Tür öffnete, und auf gut Glück loszufeuern. Aber jetzt, mit der

Maske, die den Schall dämpfte und das Hörvermögen beeinträchtigte, konnte es ihm passieren, daß die Tür aufging, bevor er überhaupt etwas davon gemerkt hatte.

Er kroch also vorsichtig hinter dem Sofa an der Wand entlang, bis er die Tür im Auge behalten konnte, ohne selbst von dort aus gesehen zu werden. Wie lange diese Wache schon dauerte, davon hatte er schließlich keine rechte Vorstellung mehr. Er starrte unverwandt durch die Schutzbrille auf die Tür, bis es ihm fast schwarz vor Augen wurde.

Und wirklich war auch die Tür schon halb geöffnet, bevor er merkte, daß dort irgend etwas vor sich ging.

In der Türfüllung stand eine große Gestalt, die ebenfalls eine Gasmaske trug.

Kaltblütig und ohne die leisesten Gewissensbisse feuerte Roland seinen Revolver ab. (Fortsetzung folgt.)

Der Alexandrit.

Humoreske von Hermann Reinecke.

„Ach, Männe", sagte meine Frau, als sie am Sonntagmorgen den dampfenden Kaffee auf den Tisch stellte und mir dabei einen Blick zuwarf, bei dem mir bereits Unheil schwante. Richtig setzte sie dann fort: „Was wirst du mir diesmal zum Geburtstag schenken?"

Das mit den Geburtstagen ist so eine Sache. Schenkt man beispielsweise Porzellan, dann ist ausgerechnet einen Tag vorher welches angeschafft worden, und schenkt man Pralinen, dann wird einem vorgerechnet, daß 100 Gramm Schokolade 550 Kalorien haben, und ob man seiner Frau zumuten wolle, daß sie gerollt werde wie eine Nudel, und ob man überhaupt nachdenke und ob und ob . . .

Die Sonne strahlte so herrlich, der Kaffee schmeckte gut, und nur die Sonntagsvormittagszigarre zog schlecht, weil der Tabak vermutlich aus Versehen in Grönland gezüchtet worden war. Immerhin, ich halte es mit der Kunst der „Autosuggestion" — womit in meinem Falle weniger der Traum nach einem eigenen Auto als einfach Selbsteinreden gemeint ist —, und wenn ich mir vornehme, ich will guter Laune sein, dann werde ich es. Oder auch nicht.

„Susi", warf ich meiner besseren — hm — Ehehälfte gutgelaunt zu, „du darfst dir wünschen, was du willst."

„Wirklich? O. du bist aber ein feiner Mann!" jauchzte sie und fiel mir um den Hals, was mir wenig gefiel. Das heißt, damit war nicht das Um-den-Hals-Fallen gemeint, sondern ihr stürmischer Ausruf, der eine unangenehme Erinnerung auslöste. Dasselbe hatte mir kürzlich nämlich ein Möbelhändler gesagt, den ich aus Versehen mit drei Stotterraten übersprungen hatte. Nur seine Betonung war eine Kleinigkeit anders, als er mir zurief: „Na, Sie sind mir ja ein feiner Mann!" und krachend flog die Tür hinter ihm ins Schloß.

„Weißt du, was ich mir wünsche, Männe?" fragte meine Frau und legte beim Lächeln ihre schneeweißen Zähne bloß. Ich mimte einen kolossal interessierten Blick. „Na?" — „Einen schönen roten Edelstein!" sagte sie da mit vollendeter Bescheidenheit. Ob ich ein besonders erholungsbedürftiges Gesicht zeigte, weiß ich nicht. Jedenfalls fiel mir auf, daß Susi hastig hinterherfügte: „Er braucht nur ganz billig zu sein, Männe!"

Ich nickte und fühlte plötzlich das Bedürfnis, kräftig an der Zigarre zu ziehen, und siehe da, es stellte sich heraus, daß der Tabak doch nicht aus Grönland, sondern aus Havanna war. Dafür sah ich aber keine Sonne mehr, und der Kaffee schmeckte auf einmal scheußlich.

Am Montagabend, als ich vom Geschäft nach Hause ging, kehrte ich beim Juwelier ein. Er knipste gerade das Licht an. „Womit darf ich dienen?"

Ich sah mir einiges an, und bald waren wir uns einig. „Packen Sie mir diesen wundervollen Edelstein recht gut ein", sagte ich beim Abschied. Er tat, was er konnte, und mit gehobenem Herzen trug ich das köstliche Schmuckkästchen nach Hause. Über Nacht versteckte ich es. Am nächsten Morgen stand ich heimlich auf und machte den Geburtstagstisch.

„Nun, Kind, habe ich deinen Geschmack getroffen?"

„Ach ja", meinte meine Frau mit gezwungenem Lächeln.

„Nanu", entfuhr es mir, „du hattest dir doch einen roten Stein gewünscht, nicht wahr? Na, und jetzt?"

„Na, und jetzt?" wiederholte sie, „sieh dir den Stein doch mal an. Nennst du das rot?"

Wie verhext und aus allen Wolken gefallen starrte ich auf das geöffnete Schmuckkästchen. Der Stein war — grün!

Als ich am Abend den Juwelier aufsuchte, war nur der Lehrling da. „Junger Mann", sagte ich ohne weitere Einleitung, „Sie haben einen sehr intelligenten Chef. Ich verlange einen roten Edelstein und er verkauft mir einen grünen." Der Stift öffnete die Lippen, aber in dem Augenblick fuhr ich energisch fort: „Bemühen Sie sich bitte nicht, Vorträge zu halten, und tauschen Sie mir schleunigst das grüne Ding hier gegen einen roten Stein um, verstanden?" Er nickte hastig, und fünf Minuten später verließ ich den Laden — diesmal wirklich mit einem roten Edelstein. Entzückt öffnete meine Frau das Etui. „Ja, Männe, dieser Stein ist rot, richtig weinrot. Du bist ein Goldkerl!" Na, Goldkerlchen war soweit zufrieden, bis er am nächsten Morgen das völlig entgeisterte Gesicht seiner Susi sah. „Was ist dann los, Kind?" Wortlos deutete sie auf das offene Kästchen: der Stein war wieder grün!

Eilig fuhr ich mir mit einer Handvoll Wasser über die Stirn und kniff mich zweimal in die Beine. Der Stein blieb aber grün. Richtig und wahrhaftig grün. Mit derselben freudigen Miene, mit der etwa ein mordshungriger Löwe eine Giraffe durch die Lappen gehen sieht, raffte ich das Kästchen vom Tisch, stopfte es in die Tasche und stürmte davon.

Als ich diesmal den Juwelierladen betrat, war die Unterhaltung bemerkenswert kurz. Ich warf nur kühl und sachlich —immerhin aber mit der notwendigen Überzeugungskraft — das Wort „Idiot!" hin und war dann wieder draußen. Drei Wochen später hatten wir Termin.

„Sagen Sie mal, Angeklagter", fragte mich der Richter, „war es denn unbedingt nötig, daß Sie den Kläger derart beleidigten?"

„Erlauben Sie, Herr Amtsrichter", erwiderte ich, „wenn mir der Mann einen grünen Edelstein verkauft und ich doch aber . . ."

„Danke, ich kenne die Geschichte", unterbrach mich der Richter, „Sie haben sie oft genug zu Protokoll gegeben. Es tut mir leid, ich muß Sie aber verurteilen. Der Kläger hat recht. Er verkaufte Ihnen ein Alexandriten —", hier fing er meinen verständnislosen Blick auf und fragte: „Wissen Sie nicht, was ein Alexandrit ist?"

Ich schüttelte stumm den Kopf.

„Das ist ein Halbedelstein, der die Eigenart an sich hat, daß er bei Tageslicht grün und bei künstlichem Licht rot schimmert. Seinen Namen hat er nach dem bulgarischen König Alexander. Sie können es übrigens in jedem Lexikon nachlesen."

Stillschweigend bezahlte ich auf der Gerichtskasse meine Geldstrafe und beförderte den Alexandriten in den nächsten Kanal. Es hat ja keinen Zweck, sich mit den Leuten zu zanken. Außerdem bin ich nicht nachtragend. Nur eins kann ich nicht mehr vertragen: nämlich Edelsteine sehen. Wenn ich die heute erblicke, kriege ich jedesmal einen Tobsuchtsanfall.

Aber das kann man doch verstehen ,nicht wahr?

Herbststimmung im Birkenwald.

Von Maria Swensitzky.

Die wundervollste Farbenpracht
Vergoldet von der Sonne,
Bespannt vom blauen Himmelszelt,
Solch Herbsttag — Welche Wonne!

Wie Vöglein flattern lind und sacht
Die welken Blätter nieder
Und rufen uns im Sterben zu:
„Wir kommen alle wieder!

Und wenn auch wir, vom Leben müd'
Zur süßen Ruhe gehen,
Dann leuchtet's tröstlich uns voran:
„Es gibt ein Auferstehen!"

Der Haarschnitt.

Afrikanische Skizze von **Werner Schmidt-Pretoria.**

Der Eingeborene brachte meinen Koffer ins Zimmer. Während ich mich umkleidete, klopfte es.

„Ich bin der einzige Gast hier", sagte ein langer Mensch, der mit rotgebranntem Hals und rotgebrannten Beinen in einem ausgeweiteten, flatternden Badeanzug vor mir stand. „Soll ich Ihnen den Strand zeigen?"

Am Abend lernte ich ihn näher kennen. Wir saßen vor dem Hause und beobachteten den Mond, der den Indischen Ozean, einem Scheinwerfer gleich, ableuchtete. Die beiden halberwachsenen Mädchen der Wirtin bestimmten den rotgebrannten Mann, seine abenteuerlichen Jagderlebnisse aus dem Betschuanalande zu erzählen. Frau Klelland selbst erläuterte mir ihren Einfall, das Haus an einem solchen menschenleeren Strande aufzubauen und dann und wann, wohl um Zerstreuung zu haben, ein paar Gäste hinein zu nehmen.

Der ausgeweitete, flatternde Badeanzug und ich sprangen jeden Tag fünf- oder zehnmal ins Meerwasser. Dazwischen wälzten wir uns im salzknirschenden, afrikanischen Sande, schliefen der gefährlichen Natalsonne wegen natürlich mit Tüchern und Mänteln bedeckt, ließen uns austrocknen und, wenn wir Lust hatten, wieder in den leise klingenden Ozean fallen.

Nach vier Wochen begannen uns die beiden Mädchen mit unserem bis in den Nacken reichenden Haar zu hänseln. Aber nach sechs Wochen, als schon einige Büschel über die Ohren hinwegragten, wurde sogar Frau Klelland energisch. In Evie River wäre ein Friseur. Wir sollten uns früh am Morgen aufmachen. In einer guten Stunde könnten wir dort sein.

Wir fanden die drei weißen Häuser und die fünf Benzinpumpen, die gewöhnlich eine afrikanische Stadt darstellen; aber wir sahen kein Friseurgeschäft.

„Einen Haarschneider?" fragte der holländische Wirt eines winzigen Grand Hotels, wo wir uns ein wenig Whisky in klares Wasser mischten. „Zweimal im Monat kommt einer, von Port Shepstone herüber. An zwei Freitagen im Monat . . ."

Heute war Sonnabend. Und Port Shepstone lag sechzig oder achtzig Meilen entfernt.

Frau Klelland tat es leid, daß wir den Weg umsonst gemacht hatten.

Wir, der Rotgebrannte und ich, lagen wieder täglich am Strand und ließen die Haare wachsen, wohin sie wollten.

Eines Morgens stand zwischen den wilden Bananenstauden vorm Hause ein Mann mit einer turbanartigen Kopfbedeckung. Mochte er Goanese oder Portugiese sein, er konnte sich nicht recht verständlich machen. Aber eine Ledertasche, die er mit sich führte, wies ihn aus. In ihr klapperten Kämme, Scheren, duftende Gläser und gekrümmte Tuben. Der holländische Wirt aus dem „Grand" mochte ihn hergeschickt haben.

Ein gelblich gemusterter Vorhang wurde zum Friseurmantel. Mac Lee, der Rotgebrannte, rückte seinen Stuhl neugierig heran. Die bräunlichen Finger des Friseurs wurden geschäftig. Endlich fiel der letzte Haarbüschel herab. Der Mann mit der turbanartigen Kopfbedeckung kramte eine metallene Büchse aus seiner Tasche und verrieb, ehe ich es hindern konnte, eine dickflüssige Salbe in mein Haar, von deren Geruch mir übel wurde.

Ich zahlte einen Schilling an den Menschen. Aber Mac Lee verzichtete — er kaufte dem Friseur einfach eine Haarschneidemaschine ab. Aus welchen Ingredienzien die Salbe bestand, ahnte ich nicht. Der für einen Europäer ekelerregende Geruch verstärkte sich aber — trotz vielfältigem Waschen.

Das Mittagessen mußte ich stehen lassen. Und abends aß ich, wie ein Genesender, eine Scheibe Brot und trank Tee.

Mac Lee kam aus dem Lachen nicht heraus. Später drückte er mir die kleine, vernickelte Maschine in die Hand. Ich solle doch so freundlich sein und ihm die Mähne ein wenig verkürzen, so gut es ginge.

Nun, ich hatte nicht die Absicht, ihn zu verunstalten. Sorgfältig entfernte ich das Haar aus dem Nacken und aus dem Halbkreis hinter den Ohren. Aber dann stellte ich fest, daß ich auf der einen Seite zuviel weggenommen hatte, suchte das wieder auszugleichen, schnitt immer mehr von der Länge weg, wollte den Übergang wieder verwischen und schnippelte schließlich noch verzweifelt an einem fingerlangen Stück Scheitel herum, unmittelbar über der Stirn. „Vom Wirbel ab muß das Haar natürlich lang bleiben, mein Junge", brummte Mac Lee, der noch nichts ahnte, von unten herauf. Leise legte ich Schere und Maschine hin und schlich zur Tür.

Aber der alte Jäger hatte mich gehört. Mit einem Ruck war er am Spiegel und betrachtete sich eine Weile. Dann wandte er sich langsam um, kroch wortlos unter sein Bett, zerrte einen seiner mächtigen Feldschuhe hervor und warf ihn mir an den Kopf. —

Nach fünf Minuten wagte ich wieder, die Nase in sein Zimmer zu stecken. Wehmütig betrachtete er einen Haarbüschel in seiner Hand, den letzten. Er hatte ihn versehentlich abgeschnitten — im Spiegelbild die Seiten verwechselnd.

Mac Lee hat Büffel im Kongo und Raubwild im Betschuanaland gejagt; aber nichts konnte ihn ermutigen, mit kahlgeschorenem Kopfe Damen gegenüberzutreten.

Er erschien von diesem Tage an im Tropenhelm zu den Mahlzeiten . . .



Bleistifte aus Myrthenholz.

Die Bleistiftindustrie steht vor neuen Aufgaben. Das beste Holz für Bleistifte ist bekanntlich das Zedernholz, das weich und doch fest ist und einen schönen Farbton aufweist. Durch den ungeheuren Verbrauch in der Bleistiftindustrie der ganzen Welt hat der Bestand an Zedernholz jedoch in so starkem Maße abgenommen, daß die amerikanische Bleistiftindustrie nach einer neuen Holzart, die dieselben guten Eigenschaften besitzt, sucht. Zurzeit werden Versuche mit Myrthenholz gemacht, das die Bedingungen erfüllt und auch gleich dem Zedernholz einen angenehmen Duft hat. Außerdem will man versuchen, auf chemischem Wege ein Material herzustellen, das als Ersatz für Zedernholz Verwendung finden kann und sich auch nicht teurer stellt. Die deutschen Chemiker sehen sich hier vor eine dankbare Aufgabe gestellt.



Auch ein Grund.



„Die Bestimmung unseres Hochzeitstages überlasse ich Ihnen, lieber Schwiegervater! Aber, bitte, nicht den Freitag."

„Sind Sie abergläubisch?"

„Nee! Aber da habe ich meinen Skatabend!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.